



tredition®

www.tredition.de

Marion Hartmann hat sich nach einer schweren Sepsis und einer Woche im künstlichen Koma ins Leben zurückgekämpft. Sie verbrachte zwei Monate im Krankenhaus, einige Tage im Pflegeheim. Mit der Hilfe ihres Freundeskreises, einem unbändigen Lebenswillen und eiserner Disziplin verbringt sie drei Monate im Rollstuhl in ihrer Wohnung ohne zu verzweifeln, um dann nach fünf Monaten die künstliche Hüfte eingesetzt zu bekommen. Auch mit einer Prise Humor beschreibt sie diese Zeit.

* * *

1966 in Paderborn geboren, wuchs sie auf dem Land auf. Nach dem Abitur studierte sie ihrer kreativen Neigung entsprechend Design und arbeitete danach als Innenarchitektin, Farbgestalterin und Spielplatzplanerin. 2005 bis 2010 absolvierte sie das Lehramtsstudium und ist seit 2010 als Grundschullehrerin in Berlin tätig. Als Ausgleich zur Berufstätigkeit entspannt sie bei der Gartenarbeit, fotografiert oder entdeckt die Hauptstadt per Rad.

Marion Hartmann

Hüft-OP ... Sepsis ... Koma:
Zurück ins Leben
nach dem Krankenhauskeim



© 2024 neu bearbeitete Auflage Marion Hartmann
Coverdesign von: Marion Hartmann
Satz & Layout von: Marion Hartmann

ISBN 978-3-384-13884-2 (Softcover)
ISBN 978-3-384-13885-9 (Hardcover)
ISBN 978-3-384-13886-6 (E-Book)
ISBN 978-3-384-13887-3 (Großdruck)

* * *

Druck und Distribution im Auftrag der Autorin:
tredition GmbH, Heinz-Beusen-Stieg 5,
22926 Ahrensburg, Deutschland

* * *

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist die Autorin verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne ihre Zustimmung unzulässig. Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag der Autorin, zu erreichen unter: tredition GmbH, Abteilung "Impressumservice", Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg, Deutschland.

Hüftoperation 2015	7
Sepsis und künstliches Koma	10
Zurück ins Leben	20
Auf der Normalstation	33
Pflegezustände	47
Wohin mit mir? Umzug ins Pflegeheim	52
Zurück in die Klinik!	62
Endlich nach Hause!	71
Klinikgeschichten aus Hamburg	90
Kurgeschichten – Reha in Damp 2000	125
Kurende, zurück nach Berlin!	156
Zwischenbilanz – Jahresabschluss	177
Operationen 2015	181
Hüftoperationen als Kind 1967–1972	184
Erstluxation nach einem Jahr	186
Wie es dazu kam	200
Blick rückwärts – Besuch in der Intensivstation	206
Gemeinschaftsschule in Neukölln 2011–2014	210
Erste Festanstellung an einer	
Berliner Grundschule 2010/2011	215
Lehramtsstudium mit 39 Jahren 2005–2010	224
Berufstätigkeit als Designerin 1994–2001	228
Und die Moral von der Geschicht’ –	
ein Erklärungsversuch	235

Hüftoperation 2015

Ein Jahr lang, 2014, hatte ich mit Krankengymnastik und Sport versucht, meine Schmerzen in der Hüfte loszuwerden. Auch der Schulwechsel in Berlin von Neukölln nach Charlottenburg brachte nicht die Erleichterung, um eine Operation zu umgehen. Anhand der Röntgenaufnahme konnte man deutlich sehen, dass es keine Knorpelmasse mehr zwischen Hüftkopf und Gelenkpfanne gab und bei jeder Bewegung Knochen auf Knochen rieb. Mit der Zeit hatten sich dazu noch kleinste Knorpelteile entzündet und bereiteten mir Schmerzen. Ich hatte keine Wahl ob, sondern nur wann ich die Operation durchführen lassen würde. Die letzten Monate vor der OP nahm ich bereits Schmerzmittel, um wenigstens meine Arbeit als Grundschullehrerin weiter verrichten zu können. Zur Entlastung fuhr ich viel mit dem Fahrrad, statt zu laufen, und nutzte Wanderstöcke, wenn ich zu Fuß unterwegs war. Gleich, welcher Hilfsmittel ich mich auch bediente, mein Zustand und die Schmerzen wurden schlimmer, sodass ich mich nach zwei Monaten Bedenkzeit und einem frühen Gespräch mit der Schulleiterin zur Operation entschloss. Mitte Dezember 2014 hatte ich den Voruntersuchungstermin in einer Fachklinik. Mir wurde zunächst ein fester Termin für Ende Februar 2015 angeboten und ich wurde auf die Warteliste gesetzt, falls ein/e andere/r Patient/in, aus welchen Gründen auch immer, absagte. Ich hatte Glück im Unglück, als tatsächlich jemand ausfiel und ich schon Ende Januar einen OP-Termin bekam. Das war insofern günstig, da ich wenigstens für die Halbjahreszeugnisse die Noten für die Kolleg/innen zuarbeiten konnte. Ich arbeitete bis

zum 23. Januar, ein Freitag, und packte samstags meinen Koffer für den Krankenhausaufenthalt und die direkt anschließende Reha. Den Koffer für die Reha ließ ich noch in der Wohnung stehen. Zwei Freundinnen aus meinem Haus hatten sich angeboten, mir den Koffer am Ende meines Krankenhausaufenthaltes zu bringen, sodass er mit dem Krankenhaustransport mit in die Rehaklinik ginge. Soweit die Theorie. Ausnahmsweise wurde ich sonntags aufgenommen, da mein OP-Termin auf einen Montag fiel. Ich fuhr mit Trolley, Rucksack und Handtasche ausgestattet an diesem Sonntagmorgen mit der Bahn in eine Klinik außerhalb Berlins. Ich bekam ein Bett zugewiesen, Blut wurde abgenommen und die üblichen Vorbereitungen für die Operation wurden getroffen. Ich richtete mich im Krankenzimmer ein, räumte meine Kleidung in den Schrank und musste vor allem vom Arbeits- in den Krankenmodus umschalten. Das brauchte einige Zeit, da ich ja bis kurz vorher noch gearbeitet hatte. Am Montag durfte ich dann nichts mehr essen und trinken, wie üblich vor jeder Operation. Mittags kam ich an die Reihe, ich war kaum aufgeregt und hatte keine Angst. Ich hatte mich für eine Spinalkanalnarkose entschieden, bei der die Narkose nah an die zu operierende Stelle ins Rückenmark gespritzt wird. Bei dieser Form der Narkose kann das Mittel besser dosiert werden. Und ich bekam begleitend Schlafmittel, die bei mir sehr schnell anschlugen. Die Operation dauerte ungefähr vier Stunden. Ich wurde danach in eine Aufwachstation in der Intensivstation verlegt und blieb dort zur Beobachtung über Nacht. Am nächsten Morgen ging es nach dem Frühstück zurück in mein Zimmer. Hier waren in der Zwischenzeit zwei weitere Patientinnen aufgenommen worden. Wir verstanden uns auf Anhieb sehr gut und hatten alle eine Hüftoperation hinter uns.

Dass manche Menschen laut sind und manche Menschen leise, kennt vermutlich jede/r schon. Oftmals sind die Lauten auch gerne mal Frischluftfanatiker, wie hier in unserem Fall. So trug es sich zu, dass wir drei, etwas gestresst vom Tag, in unseren Betten lagen, um, in freudiger Erwartung auf unseren Besuch vorbereitet und ausgeruht zu sein, ein Mittagsschlafchen zu halten. Morgens hatten wir mit der lauten Bettnachbarin gesprochen, dass es Sinn machte, mehrmals am Tag eine Stoßlüftung durchzuführen. Gesagt, getan, alle waren einverstanden. Sinn macht es auch, das Fenster beim Lüften nicht nur zu öffnen, sondern es danach auch wieder zu schließen. Wir lagen also in unseren Betten und träumten vor uns hin. Da stand besagte Dame laut auf und riss, ohne zu fragen, die Balkontür sperriegelweit auf. Ich schummelte mich in Hab-Acht-Stellung tiefer unter meine vorgewärmte Schlafdecke und dachte: „Wir hatten ja beschlossen, dass Stoßlüften gut sei, also bitte Fenster auf und wieder zu!“ Sie legte sich wieder hin. Das war ein ganz schlechtes Zeichen. Kurze Zeit später fing sie an zu schnarchen. Supi! Meine Nase fing langsam an zu gefrieren. Da stand ich doch auf, weil ich mir keine Erkältung holen wollte, und schloss die Balkontür wieder. Trotzdem! Musste das denn sein? Schön wäre es doch, wenn man wenigstens aus seinen Fehlern lernt. Aber es gibt da auch resistente Menschen, Frischluftfanatiker halt, die sich nicht ändern.

Sepsis und künstliches Koma

Dieser Teil des Buches ist für mich schwer zu schreiben, weil es dabei ans sogenannte „Eingemachte“ geht. Es wird eine Gratwanderung zwischen Ironie und Ernsthaftigkeit, Leichtigkeit und Schwere der Gedanken und Erinnerungen. Eine flapsige Schreibweise zieht das Ganze schnell ins Lachhafte und das war es wahrhaftig nicht. Manchmal blicke ich in ernste und immer noch sorgenvolle Gesichter meiner engsten Freunde, meiner kleinen WhatsApp-Gemeinde. Dann bin ich unsicher, sprachlos, ohne Bilder, und ahne nur, was ich durchgemacht haben muss. Es ist gut, dass das Bewusstsein scheinbar immer wieder abschaltet, um die Wucht der Wahrnehmung abzumildern und die Erkenntnis in erträglichen Dosen, Stück für Stück zuzulassen. Für die engsten Freunde war es fast noch schlimmer als für mich selbst, denn sie konnten „nur“ tatenlos zusehen und beten oder was auch immer, dass ich durchkomme und die Sepsis und den lebensbedrohlichen, kritischen Zustand durch- bzw. überstehen würde. Unendliche Geduld gepaart mit extremer Hilflosigkeit müssen sie an meinem Bett im Einzelzimmer aufgebracht und empfunden haben. Die Anspannung, jederzeit, Tag wie Nacht, von Ärzten angerufen werden zu können und ad hoc ins Krankenhaus zu müssen, gehörte für sie eine Woche lang dazu. Trotzdem haben so viele zu mir gestanden. Allen voran meine beste Freundin Kathi aus der Nähe von Marburg. Sie bekam von mir die letzte Kurznachricht per WhatsApp an dem Samstagabend, 7.02.15, an dem wir eigentlich zu einem Konzert von Peter Maffay in die O2-World gehen wollten. Durch den vorgezogenen OP-Termin Ende Januar fiel das Konzert für uns aus. So war sie zum Fasching feiern gegangen, während ich

bereits auf der Intensivstation einer Klinik außerhalb Berlins lag, an besagtem Samstag, den 7.02.15.

Die Hüftoperation Ende Januar verlief eigentlich sehr gut. Sie dauerte vier Stunden, was aufgrund meiner speziellen Vorgeschichte, Hüftfehlstellung (Dysplasie) von Geburt an, zu erwarten war. Eine Nacht war ich zur Beobachtung auf der Intensivstation, ein Standard in der Klinik. Alles war unauffällig. Am nächsten Tag kam ich zurück in mein Dreibettzimmer, die Schmerzen waren normal erträglich für eine solche Operation. Die Physiotherapeutin kam und ich stand erfolgreich das erste Mal auf meiner neuen linken Hüfte. Tag für Tag erweiterte ich meinen Laufradius. Erst waren es ein paar Schritte durch das Zimmer bis zur Toilette. Im Laufe des Tages übte ich die paar Schritte weiter, noch von Schwestern begleitet. Am nächsten Tag ging es auf den Flur, eine kleine Runde laufen. Dann lief ich den ganzen Flur entlang bis zum Ende und das zunächst zweimal, dann dreimal am Tag. Später kamen Gymnastikübungen an der Stange im Flur dazu. Alles Standard nach einer solchen OP. Ich bekam viel Besuch. Alle waren genauso überrascht wie ich, wie gut ich nach so kurzer Zeit mit Krücken schon wieder laufen konnte. Am vierten Tag nach der OP kamen die zwei Freundinnen, die mir netterweise den Koffer für die Reha mitbrachten. Den beiden sagte ich schon, dass sich das linke operierte Bein doppelt so dick anfühle wie das andere Bein. Die beiden konnten nichts Derartiges erkennen. Die darauffolgende Nacht hatte ich starke Schmerzen, von daher wenig geschlafen und sprach dieses bei der Visite am nächsten Morgen an. Der Arzt nahm meine geschilderten Beschwerden sehr ernst und ordnete mir ein starkes Schmerzmittel für die Nacht und den nächsten Tag. Es war vermutlich ein Opiat, was extra in den Akten vermerkt und einzeln ausgegeben werden

musste. Die Nacht schlief ich sehr gut. Am nächsten Tag ging es mir besser und ich hatte Energie, fühlte mich wie ausgewechselt. Mir machte das Laufen Freude und es klappte sehr gut. Die nachfolgende Nacht war wieder schlechter. Auf meine Nachfrage am nächsten Tag meinte die Physiotherapeutin, es gäbe auch mal Rückschläge und könnte an der Tagesform liegen. Ich lag mehr im Bett als mich zu bewegen und nahm es so hin. Während der nächsten Nacht hatte ich wieder verstärkt Schmerzen und konnte kaum schlafen. Bei der Visite am nächsten Morgen sprach ich meine Beschwerden erneut an und der Arzt, ein anderer als zu Wochenbeginn, meinte nur lapidar, bei meiner Vorgeschichte sollte ich mich nicht wundern, da müsste ich drei bis sechs Monate mit Schmerzen rechnen. Meine Bestürzung war wohl kaum zu übersehen. Selbst die beiden Bett-nachbarinnen zuckten etwas zusammen. Da musste ich wohl durch, dachte ich. Ich fragte am nächsten Tag die Schwester, ob sie noch mal Blut abnehmen würden, mir ginge es nicht gut. Sie meinte, nach ein paar Tagen nach einer solchen Standard-OP würden sie die Untersuchungen einstellen. Ah ja, dachte ich, wunderte mich etwas und nahm es so hin, denn es blieb mir schließlich nichts anderes übrig.

Es wurde leider nicht besser. Am letzten Tag vor der Entlassung hatte ich kaum noch Lust bzw. Energie, überhaupt aus dem Bett aufzustehen. Eine Zimmernachbarin war am Tag zuvor entlassen worden und die übrig gebliebene fragte, ob ich deswegen so antriebslos sei. Ich wusste es einfach nicht, ging nur lustlos einmal den Flur entlang und aß ohne großen Appetit meine Mahlzeiten. Ich schlief viel, gerade tagsüber, und hoffte, dass es mit der Entlassung und der direkt anschließenden Reha besser würde. Weit gefehlt! Die Nacht war wieder furchtbar schmerhaft, aber

ich hoffte weiter. Dann wurden am nächsten, meinem Entlassungstag, die Klammer entfernt, und es fand für mich unverständlich kein Entlassungs- oder Abschlussgespräch mehr statt. Ich wollte einfach nur noch weg, hatte elende Schmerzen beim Laufen, beim Einstiegen in den Sammelbus. Mir ging es miserabel, aber laut Klinik war ja dieser Zustand nach meiner OP und der Vorgeschiede normal. Das einzig Erfreuliche war, dass an diesem Tag wenigstens die Sonne schien. Auf der Fahrt mit zwei anderen Patienten holten wir noch eine Frau aus ihrer Wohnung ab und dann ging es zur Kurklinik. Mir war einfach nur hundeeelend und schlapp zumute. Angekommen in der Rehaklinik mussten wir im Empfangsbereich warten und bekamen nacheinander unsere Zimmer zugewiesen. Die Koffer wurden von Mitarbeitern der Klinik auf einen Transportwagen geladen, denn es war weit zu laufen. Endlich in meinem Zimmer angekommen, legte ich mich erst mal auf mein Bett. Ich hatte keine Kraft mehr, irgendetwas auszupacken, ich war nur schlapp. Eine Schwester kam zur Begrüßung in mein Zimmer und war besorgt, als sie mich so antraf. Sie maß erst den Blutdruck und war entsetzt, wie niedrig er war. Dann folgte die Pulskontrolle, wobei der Puls relativ hoch war. Sie blieb besorgt und sagte, ich solle nicht mehr laufen, sie würden mich im Rollstuhl zum Essen und zur ärztlichen Aufnahmeuntersuchung bringen. Ich ahnte nicht, was in mir bereits brodelte, wie auch, wenn die Ärzte in der Klinik mich doch als geheilt entlassen hatten. Das Essen war o. k., aber ich fühlte mich einfach nicht wohl. Die meisten Kurpatienten um mich herum waren zum größten Teil deutlich älter. Ich empfand alles, für meine sonst so positive Grundeinstellung ungewöhnlich, einfach nur furchtbar. Aber ich gab die Hoffnung nicht auf, dass es besser werden würde, am nächsten Tag bestimmt. Nach dem Essen wurde ich

wieder mit dem Rollstuhl in mein Zimmer gefahren. Ich legte mich sofort hin und schlief tief und fest, kein Gedanke an Laufen, Bewegen oder irgendwelche Anwendungen. Aber am nächsten Tag würde es losgehen, da war ich sicher. Nachmittags um fünf Uhr hatte ich die Aufnahmeuntersuchung bei einer Ärztin. Eine Schwester fuhr mich hin. Elend lange Gänge, die Vorstellung, diese jetzt wochenlang laufen zu müssen, war mir ein Gräuel, wieder ungewöhnlich in Anbetracht meines sonstigen Optimismus. Aber ich gab die Hoffnung für den nächsten Tag wie immer nicht auf. Die Ärztin schüttelte den Kopf und sagte nach den ersten Untersuchungen nur: „Sie sind ja so schwach, man hätte Sie gar nicht aus der Klinik entlassen dürfen.“ Ich sah sie nur ratlos an und meinte: „Ich weiß es nicht, habe nicht die Erfahrung. Nun bin ich hier und wir müssen das Beste daraus machen.“ Die Ärztin wurde während der andauern- den, sehr gründlichen Voruntersuchung zunehmend be- sorgter, wie ich ihrem Gesichtsausdruck entnehmen konnte. Was sollte ich tun? Ich konnte mich nur vertrau- ensvoll in die Hände der Ärzte und Schwestern begeben, was anderes blieb mir nicht übrig. Um sieben Uhr, nach zweistündigem Termin, fuhren mich die Schwestern in mein Zimmer zurück und brachten mir das Essen ans Bett. Die Ärztin sagte: „Sie bleiben erst mal über Nacht. Wenn sich Ihr Zustand bis morgen nicht bessert, kann ich Sie nicht hierbehalten. Dann müssten Sie zur Beobachtung in die nächstliegende Klinik. Das wollen wir aber nicht hoffen.“ Mir war einfach nur alles zu viel. Ich schlief vor lauter Erschöpfung sofort ein, ob ich Schmerzen hatte oder nicht, ob ich Sorgen hatte oder nicht, ich konnte einfach nicht mehr. Mein abgrundtiefer Optimismus ließ mich, wie im- mer, weiter an den besseren, nächsten Tag glauben. Aber am nächsten Tag wurde es leider nicht besser. Ich war

schwach, war nass geschwitzt von der Morgentoilette, konnte mich kaum auf den Beinen halten und war völlig antriebslos. Jede Bewegung, die ich brauchte, um im wahrsten Sinne des Wortes wieder auf die Beine zu kommen, war unvorstellbar schwer. Die Schwester maß einen nahezu nicht vorhandenen Blutdruck und einen steigenden Ruhepuls. Sie war besorgt, schüttelte den Kopf und meinte nur, ich müsse unbedingt zur Ärztin, das ginge so nicht weiter. Die Ärztin kam und schüttelte ebenfalls den Kopf über meinen Zustand. Sie war immer noch entsetzt darüber, dass man mich aus der Klinik entlassen hatte. Sie konnte auch gar nichts mit mir besprechen, selbst dafür war ich zu schwach. Sie hatte zu meinem Glück entschieden, mich in die nächstliegende Klinik einweisen zu lassen. Selbst da regte sich nichts mehr in mir. Ich hatte nur das Gefühl, sie meinte es gut mit mir und tat das Richtige. Zumindest das Urvertrauen in die Ärzte hatte ich noch nicht verloren, trotz der Entlassung und fehlenden Untersuchungen in der Klinik. Eine Schwester half mir, meine Koffer wieder zu packen und dann ging es in die empfohlene Klinik. Ich kam auf eine Normalstation in ein Zweibettzimmer. Ein Arzt sagte mir, ich sollte zunächst eine Woche zur Beobachtung bleiben. Ich war zu schwach und dachte nur, na super, meine Genesung hatte ich mir schon etwas anders vorgestellt. Aber gut, wenn sie es sagten, würde es wohl das Beste für mich sein. Ich legte mich ins Bett und schlief. Wird schon wieder, war mein letzter Gedanke.

Gegen frühen Abend maßen sie noch mal den Blutdruck, mir wurde Blut abgenommen, der Puls gemessen etc. und die Werte waren wieder schlechter. Ich wurde zur Sicherheit auf die Intensivstation verlegt mit Verdacht auf Nierenbecken- und Lungenentzündung. Das wunderte mich etwas, da ich gar nicht erkältet gewesen war. Aber gut,

wenn sie es meinten, würde es das Beste für mich sein. Zwei Ärzte und ein Pfleger waren dauerhaft um mich herum. Das kam mir schon etwas komisch vor, aber der Ernst der Lage war mir immer noch nicht bewusst. Das war wohl auch gut so. Ich war die Einzige auf dieser Intensivstation, beobachtete selbst die Apparate und sah, dass der Blutdruck auf 80:55 gefallen war, aber gleichzeitig der Ruhepuls bei 136 lag. Ich fühlte mein Herz pochen, war aber gleichzeitig schwach und konnte mich nicht bewegen. Abends, gegen 21.00 Uhr, traten zwei Ärzte, der Pfleger und eine Schwester an mein Bett. Sie waren alle sehr ernst. Der zuständige Arzt erklärte mir, dass mein Zustand sich derart verschlechtert habe, dass sie mich hier nicht weiter adäquat behandeln könnten und sie mich in eine größere Klinik verlegen müssten. Halb zum anderen Arzt, dem Pfleger und der Schwester gedreht, meinte er, er hätte zwar etwas Bedenken wegen des Transports, aber sie hätten keine andere Wahl. Ich wäre soweit stabilisiert und damit wenigstens transportfähig. Er würde aber auf jeden Fall zur Beobachtung und für eine sichere Übergabe den zuständigen Pfleger oder sogar einen Arzt mitschicken, auch für einen Notfall während der Fahrt. Etwas suspekt erschien mir das Ganze schon, aber mein immerwährender Optimismus hielt mich aufrecht, sodass ich im Krankentransporter sogar noch Witze machte. Ein Fahrer, zwei Sanitäter und der Pfleger waren dabei. Die Sanitäter schlossen mich an den Sauerstoff und an ein automatisches Blutdruckmessgerät an und das Ganze wurde zur Kontrolle meiner Daten mit einem Laptop verbunden. Mein Pfleger und der Sanitäter machten sehr sorgenvolle Gesichter. Ich machte noch Scherze, wie, das Blaulicht wäre aber nicht nötig gewesen, und lachte dabei. Der Fahrer hatte das Blaulicht während der gesamten Fahrt über an. Und noch eine blöde Bemerkung

meinerseits war: „Das ich das mal erleben darf, hätte ich auch nicht gedacht.“ Keiner von den beiden verzog auch nur eine Miene. Ich war die Einzige, die scherzte. Das Lachen sollte mir dann auch sehr schnell vergehen. Ich war immer noch bei vollem Bewusstsein, auch gut drauf, schickte noch fleißig Kurznachrichten/SMS und WhatsApp-Nachrichten und entschuldigte mich noch dafür bei den Sanitätern und dem Pfleger, da ich es eigentlich für unhöflich halte, in Gegenwart von Freunden oder anderen Menschen keine Konversation zu betreiben und stattdessen auf dem Handy herum zu tippen. Nach einer halben Stunde kamen wir in der Notaufnahme der größeren Klinik an. Ich wurde gleich in die Intensivstation gefahren und dort von einer Ärztin sehr freundlich begrüßt. Sie erklärte mir, dass ich operiert werden und sie mich dafür vorbereiten und an die entsprechenden Geräte anschließen würde. Dann sollte ich ein Schlafmittel bekommen, um nicht zu überanstrengt zu sein. Noch während der Fahrt hatte ich überlegt, welche zwei Telefonnummern ich angeben wollte, die sie informieren sollten. Die Telefonnummer einer Berliner Freundin, mit der ich es abgeklärt hatte, war klar, aber dann? Gefühlt war es meine beste Freundin Kathi, oder doch eher mein Bruder? Blutsbande sind stärker als ...

Es wurde mein Bruder. Im Nachhinein war das für Kathi schwierig, denn sie kam als Erste aus der Ferne nach Berlin. Sie hatte sich berechtigterweise Sorgen um mich gemacht, da sie nach der Kurznachricht per WhatsApp nichts mehr von mir gehört hatte, was ich zu diesem Zeitpunkt nicht ahnen konnte. Sie gaben mir zur Stabilisierung und Beruhigung ein Schlafmittel und ab da setzte mein Bewusstsein aus. Alle guten Geister bzw. Freunde begannen, sich zu kümmern. Hier zeigte sich für mich, wie wichtig es

ist, gute Freunde und ein zuverlässiges soziales Netz zu haben. Aus den Arztberichten und Gesprächen mit meinen „guten Geistern“ weiß ich, dass sie bei der Notoperation keine Lungen- bzw. Nierenbeckenentzündung behandeln mussten, sondern dass sich der Wundbereich um das neue Hüftgelenk entzündet hatte und mittlerweile durch das beständige Ignorieren meiner Anfragen und schlechten Werte in eine schwere Blutvergiftung/Sepsis umgeschlagen war. Daraus resultierten der niedrige Blutdruck und gleichzeitig eine übermäßige Herzaktivität. Zu meinem Glück schlossen sie gleich auf die Hüftoperation als Ursache für die Sepsis und öffneten die Wunde. Laut einem Operateur und dem OP-Bericht entnahmen sie fast einen Liter eitrige Flüssigkeit und entzündetes Gewebe. Sie spülten die Wunde, wechselten das Gelenk, in der Hoffnung, dass mein Körper es annehmen würde und sie die Entzündung mit Antibiotika in den Griff bekommen würden. Von diesem Zeitpunkt an begannen sie mit der Gabe von Antibiotika. Mein gesamter Zustand war durch den enormen Blutverlust und trotz Gabe von Blutkonserven so schlecht, dass sie entschieden, mich im Narkosezustand zu belassen. Sie legten mich also ins künstliche Koma. Im Hintergrund organisierten sich ab hier die soeben erwähnten guten Geister. Meine Berliner Freundin, deren Telefonnummer ich angegeben hatte, hatte als Erste von meinen Freunden den Kontakt zu den behandelnden Ärzten. Sie wurde auch noch in der Nacht auf ihren Wunsch hin über meinen kritischen, lebensbedrohlichen Zustand informiert. Ab dem OP-Tag besuchte sie mich dann, um sich mit eigenen Augen ein Bild von meinem Zustand zu machen. Mein Bruder, der in Frankfurt am Main lebt, hatte ebenfalls ständigen telefonischen Austausch mit den Ärzten. Er konnte nicht kommen, da sein Sohn zur selben Zeit erkrankt war und ebenfalls in

der Klinik lag. Zu meinem Glück, sofern man davon im Koma liegend sprechen kann, hatte meine beste Freundin Kathi an diesem Sonntag aus Sorge bei meinem Bruder angerufen und hatte sich daraufhin am Montag mit ihrem Mann auf den Weg zu mir gemacht, um mich zu sehen. Sie war jeden Tag für eine Stunde an meinem Bett. Ich habe leider keine bewusste Erinnerung an ihre Besuche. Da sich mein Zustand im Verlaufe der Woche nicht besserte und die Antibiotika noch keine Wirkung zeigten, zogen die Ärzte in Betracht, das eingewechselte Gelenk doch herauszunehmen und die Wunde erneut zu reinigen und zu spülen. Dazu übernahm mein Bruder die gesetzliche Betreuung für mich, um diesen notwendigen Eingriff vornehmen zu lassen. Am Freitag, am Ende dieser Woche, wurde das Gelenk wieder herausgenommen, die Wunde erneut gereinigt und gespült und entzündetes Gewebe entfernt. Ab da erholte ich mich von Tag zu Tag und wachte immer wieder für kurze Augenblicke auf. Hier setzten meine ersten Erinnerungen und Bilder wieder ein, die ich wenig später in einem Skizzenbuch festhielt. Zum Beispiel konnte ich mich an einen gelben, waagerechten Streifen erinnern, einen lilafarbenen in der Fantasie, sowie Tapetenmuster auf grünlich-hellem Grund, schwarze Linien mit floralen Elementen, grafisch, senkrecht angeordnet, wie eine Tapete. Möbel, wie ein aufblasbarer, oranger Sessel, Lampen und Nierentische aus den Sechziger-, Siebzigerjahren tauchten auf. Türen konnte ich sehen, in dem gelb-violetten und von besagter Tapete eingerahmten Rahmen. Im Nachhinein stellte ich fest, dass die Türen vom Flur sein mussten und der gelbe Streifen war in meinem Zimmer in der Intensivstation tatsächlich an der Wand. Einmal musste ich abhusten und hatte das Gefühl, ich schaffe es nicht, ich erstickte und rief „Hallo!“ Eine Schwester oder Ärztin in blauer OP-

Kleidung trat an mein Bett. Mein Bild war wieder der gelb und lila farbene Rahmen mit dem grafischen Tapetenmuster und die Schwester/Ärztin wirkte wie weichgezeichnet. Der Rahmen und die Türen waren aufgehellt, die Ränder weichgezeichnet, nur die Schwester war klar zu sehen. Sie sprach mich mit meinem Namen an. Im Nachhinein weiß ich, dass dieses Bild eine Mischung aus Traum und Wirklichkeit war, da ich an den beiden Tagen nach Aussagen des Krankenhauspersonals der Intensivstation phasenweise wach war.

Zurück ins Leben

Am Samstag, genau eine Woche nach der Notoperation, ließen sie mich dann aus dem Koma aufwachen. Ich konnte zwar die Augen aufschlagen, aber ich konnte mich kaum bewegen und auch nicht sprechen. Sprechen durfte ich auch nicht, weil während der Narkose und des Komas ein Schlauch zur künstlichen Beatmung in meiner Luftröhre steckte und die Atemwege nach so langer Zeit sehr rau und ausgetrocknet waren. Als ich aufwachte hatte ich das Gefühl, es wäre erst ein Tag nach der OP vergangen. Das dazwischen aber eine Woche Zeit vergangen und es mir so schlecht ergangen war, das hatte ich nicht mitbekommen. Plötzlich, als ich an besagtem Samstagmittag die Augen öffnete, standen zwei Freunde aus Hannover an meinem Bett. Ich dachte nur: „Warum sind die beiden jetzt hier? Ich hatte doch nur eine OP und nun war ich ja wieder wach und fit. Da waren sie extra aus Hannover hergekommen, warum nur?“ Ich ahnte und begriff ja nichts, versuchte immer, den Kopf anzuheben, aber es ging nicht, ich hatte keine Kraft.